

18]

(Nachdruck untersagt.)

## Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

Es hatte noch nicht geklärt und Lena ging schon wieder an die Arbeit. Wenzel befand sich in der Werkstätte und pffif vor sich hin; er merkte nicht ihr Vorübergehen, auch nicht, daß sie traurig hereinblickte. Die anderen Mädels waren noch nicht da. Lena setzte sich darum auf den Stufenabsatz beim Reserverabassin und stützte den Kopf in die Hände. Fast in demselben Augenblick scheuchte sie ein Geräusch auf. Sie hob rasch den Blick und gewahrte, wie jener Mensch, der mit Kucharz arbeitete, auf sie zukam. Lena stand sofort auf und trat unmutig ans Fenster. Der Mann folgte ihr dahin und zeigte ein blödes Lächeln. „Sei'n S' nicht so ungemüthlich; wir zwei können uns doch, mein' ich, unterhalten, wenn wir allein sind,“ sprach er mit heiserer Stimme und nahm sie bei der Hand,

Lena entzog sich ihm mit einer heftigen Bewegung und rief halb zornig, halb verächtlich: „Lassen S' mich doch!“ Das brachte jedoch den Mann erst ordentlich auf. „Nicht so grob, mein Liebchen, ich hab' ja auch noch Kraft,“ zischte er hervor, und indem er von neuem Lena's Hand erfaßte, hielt er sie wie mit einer Fange fest. Das Mädchen biß die Lippen zusammen und raffte sich mit aller Kraft auf, doch der Mann hatte Fäuste schier wie Eisen.

„Sie dürfen halt nicht so viel stolz sein,“ höhnte er mit widerlichem Lächeln, da in der Fabrik müssen wir einer den anderen unterhalten, 's giebt bei dieser Schinderei ohnedies nichts anderes.“ Da entriß ihm Lena von neuem die Hand und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht. Aus ihren Augen schossen Flammen, und niemand hätte in ihr das demüthige Frauenzimmer erkannt, das vor einer Weile um die Werkstätte herumschlich. Der Arbeiter schrie auf, stürzte sich jetzt erst recht wie ein Raubthier auf sie und drückte sie mit ungeheurer Raserei gegen die Wand. Sein Mund stand offen, seine Augen waren stier, er bot ein grausliches Bild. Obgleich Lena ungewöhnlich stark war, vermochte sie gegen seine Raserei nicht aufzukommen. Um Hilfe rufen konnte sie nicht, denn der Mann hielt ihr den Mund zu, ihre Rechte mit der anderen Hand, mit der er sie umschlungen hielt, umklammernd, so daß er sie gleichzeitig eng an sich zog.

In diesem entsetzlichen Augenblick erinnerte sich Lena, wie sie erst vor kurzem mit jenem Pavel einen ähnlichen Kampf zu bestehen gehabt. Damals gewann sie, heute wird sie unterliegen. Diese Ueberzeugung versetzte sie in Angst, und das brachte sie um den letzten Rest ihrer Kraft. In dem Moment jedoch, wo Lena allen Widerstand aufgab und in ihrer Bedrängniß die Augen schloß, fühlte jener Mann plötzlich, wie zwei Arme ihn von rückwärts packten; ehe er sich umsehen konnte, wurde er in einem schrecklichen Schwung zu Boden geschleudert. Lena war frei; sie hielt den Athem an. Sie fühlte, was geschehen war, zögerte aber, die Augen zu öffnen. Vielleicht war Wenzel zu ihrer Rettung herbeigeeilt. Sicher er. In dieser eiteln Hoffnung hob sie endlich die Augenlider. Vor ihr stand Kucharz, jener Kucharz, dessen Anblick sie mit Zorn erfüllte. Lena senkte tief auf, aber nach einer Weile blickte sie zu ihm mit unsäglichlicher Dankbarkeit auf. . . .

Erst viel später ertönte das Glockenzeichen zur Arbeit, und die Arbeiter strömten vom Hof herein. Die Arbeit ging den ganzen Tag ohne Störung von statten. Lena bekam Wenzel seitdem nicht zu sehen; sie merkte, daß er ihr absichtlich aus dem Wege ging. Doch sie will ihn heute nachts, wenn er heimgeht, stellen, und er wird ihr nicht auskommen. Mit solchen Gedanken besaßte sie sich bis abends. Um sechs Uhr entfernten sich alle Arbeiter mit Ausnahme der Schlosser aus der Fabrik. Als Lena die Kaserne betrat, machte sie die Wahrnehmung, daß jener Mann, der sie heute überfallen, gleichfalls dort einquartiert war.

Das erfüllte sie mit Unruhe, und in solcher Verfassung räumte sie im Zimmer auf. Der alte Kruschina saß ermüdet am Tisch und stützte den Kopf. Die Chvatalka machte im Ofen Feuer an, um eine Suppe und Kartoffeln zum Abendessen zu kochen. Ihr von der Krankheit ausgemergeltes Kind stöhnte von

Zeit zu Zeit auf dem Bett, wo es lag. Auf dem schadhafsten, schmutziggroßen Bretterfußboden und an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand zitterten zwei Strahlenbündel, die mit der untergehenden Sonne immer mehr schwanden, indem sie zur Decke emporrückten. Es schien, daß Lena etwas reden, daß sie dem Vater etwas sagen wollte, denn sie blieb während ihrer Verrichtung oft in seiner Nähe stehen und bewegte dabei die Lippen. Doch Kruschina hatte kein Auge dafür. Wie bei vielen Arbeitern, so war auch in ihm jede Aufnahmefähigkeit für zarte Andeutungen abestumpft, und überdies hatte er sich schon gewöhnt, in Lena einerseits bloß einen Erwerbsgenossen, andererseits eine ganz sonderbare Person zu erblicken, die er, wenn auch nicht verstand, so doch gewähren ließ, überzeugt, daß dies so am besten sei, da das Mädel sich auch in Hintunft, falls etwas passiren sollte, wird wehren können, wie sie es bis jetzt vermocht. Deshalb kümmerte er sich nicht im mindesten um sie. Ost vergingen Wochen, ohne daß er mit seiner Tochter über anderes als über die allernothwendigsten beiderseitigen Erwerbsbedürfnisse sprach. Die Chvatalka pflog gleichfalls keinen sonderlichen Verkehr mit Lena; denn was ließ sich wohl mit einer Uebergeschnappten besprechen? Sie war noch froh, daß es ohne Streit abging, daß das Mädel ein „gutmüthiger Narr“ war und sich um ihr Kind sorgte. Was Lena sonst that, interessirte sie zwar als etwas Wunderliches, doch beschränkte sie die Dirn keineswegs in ihrem Thun. Im Zimmer herrschte bereits jene traute Dämmerung, die nachgerade zu vertraulicher Aussprache auffordert. Endlich stellte sich Lena vor ihren Vater hin und sagte mit leiser Stimme:

„Vater, hören S', ich brauch' wohl neuen Kittel und Jacke und Schuh' auch. . .“

Es war das erste Mal, daß sie ihn überhaupt um etwas ansprach. Darum war's kein Wunder, daß Kruschina, wie er ihren so ungewöhnlichen Wunsch hörte, große Augen machte. „Kein Geld,“ gab er dann bündig zur Antwort.

Lena war auf diese Antwort gefaßt; sie kannte ihren Vater als einen ungemein sparsamen, wenn nicht gar knickerigen Menschen. Bei dem largen Verdienst mußte er allerdings sehr haushalten, aber er frettete sich — so wenigstens schien es Lena heute zum ersten Mal — schon gar zu elend durch.

„Ich kann aber doch nicht mehr so geh'n,“ wagte sie auf die Antwort des Vaters einzuwenden.

„Bist schon viel schlechter 'gangen und hast nichts gesagt, brummte Kruschina ungeduldig.

Freilich hatte sie nichts gesagt, weil sie die Nothwendigkeit nicht einsah; jetzt aber, seit sie auf ihren zerlumpten Zustand aufmerksam geworden ist und darob Scham empfunden hat, ist sie auf ein besseres Kleid wie veressen.

„Verdien' halt was extra und kauf' Dir,“ ergänzte der Vater, da sich Lena noch immer nicht von der Stelle rührte.

Ja, er hat recht! Sie will die Herrschaften um Ueberzeitarbeit bitten, sie will, wenn's sein muß, bis Mitternacht und noch länger arbeiten, was sie ja auch in Wenzel's Nähe bringen wird. Daß ihr das nicht schon früher eingefallen ist! Es handelt sich nur darum, ob sie die gewisse Arbeit kriegt?! — Am liebsten wäre sie sofort hingelaufen, um anzufragen. Keine Arbeit soll ihr zu schwer sein; selbst bei der Bohrmaschine will sie das Rad drehen und die Schmähungen und Beschimpfungen der Schlosser hinnehmen. Vielleicht werden gerade ihre Demuth und Erniedrigung Wenzel rühren. Nun gab's für Lena in dem engen Zimmer keines Bleibens mehr; die niedrige Decke drohte auf sie herabzufallen, die Mauern rückten gegen die Mitte vor, die leidenschaftliche Sehnsucht erfaßte sie wie ehemals, und sie stürzte hinaus. Als sie über den Korridor lief, wich sie plötzlich entsetzt zurück. Unmittelbar vor ihr ging nämlich aus einem beleuchteten Zimmer die Thür auf, und in deren Rahmen erschien jener Mann, der sie heute überfallen hatte. Am ganzen Leibe bebend, that sie einen Sprung zurück; ihr Herz pochte zum Zerpringen, der Athem ging rasch. Ins Zimmer zurückgekehrt, fühlte sie die Enge und Schwüle doppelt unangenehm, wagte sich indeß nicht mehr hinaus. Sie würde am liebsten durchs Fenster das Freie gesucht haben, aber gerade die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Vorhabens verursachte ihr fast Schwindel. In einer halben, in einer Stunde, kalkulierete sie, wird sie vor

dem Kerl vielleicht sicher sein; er wird sich niederlegen oder fortrollen. Warum verfolgt er sie eigentlich, was Teufel geht sie ihn an? — Daß sein Erscheinen kein zufälliges war, ahnte sie recht wohl. Ohne Zweifel, er lauerte ihr auf, um sie beim Herauskommen abzufangen. Aber woher wußte er, daß sie noch das Zimmer verlassen werde? Hatte man ihm denn auch schon erzählt, daß sie Abends auszugehen oder vor der Kaserne stehen oder gar in den Wald zu laufen pflegte? Offenbar, von selbst konnte er's doch nicht erfahren? Wenn er nun aber länger auf der Lauer bleibt, wenn sie überhaupt nicht dazu kommt, Wenzel in der Fabrik aufzuspähen?

Das beunruhigte Lena, und sie wartete ungeduldig längere Zeit, weil sie sich überzeugen wollte, ob ihre unselige Annahme trügerisch und überflüssig war oder nicht. Vergebens! Obzwar sie die Thür ganz leise öffnete und fast unhörbar längs der Mauer dahinschlich, trat der Kerl schon wieder heraus, und Lena vermochte nur noch rechtzeitig ins Zimmer zurückzuhuschen. Sie wüthete im höchsten Zorn, wußte sich jedoch keinen Rath. Sie kam doch nicht jetzt abends in der Kaserne einen Krawall und Auflauf hervorzurufen! Und sich mit dem Kraftmenschen in ein Handgemein einzulassen, dazu fühlte sie sich nicht stark genug. Schon befreundete sie sich mit dem Gedanken, daß sie von dem Plan, Wenzel zu sprechen, endlich und für heute endgiltig abstehen müsse. Noch zweimal versuchte sie später, als schon alles schlief und sie glaubte, daß der Schuß, des Wartens ebenfalls müde, sich niedergelegt hätte, zu entschlüpfen; doch stets mit gleichem Erfolg.

Das hat ihr noch zum Ueberfluß gefehlt! Das hatte sie noch nöthig in ihrem Leid!

Thränen drängten sich ihr in die Augen, sie legte sich auf's Bett, vergub den Kopf in den Polster und weinte — weinte vor Zorn und Schmerz. Von Zeit zu Zeit richtete sie den Kopf auf und lauschte, ob sie nicht Schritte auf der Landstraße hören würde. In ihrer fieberhaften Erwartung glaubte sie alle Augenblicke Wenzel's Stimme zu vernehmen; sie meinte, er gehe gerade heim, im Gespräch mit seinen Kameraden, und sie sprang jedesmal vom Bett auf und blickte, indem sie ihr Gesicht gegen die Fensterscheibe preßte, forschend in das Dunkel hinaus. Heute zogen Wolken über das Firmament und ließen nur zeitweilig den Mondschein durch. Ein scharfer Wind pfliff ums Haus und bewegte die schwarzen Umrisse der Bäume. Im Kamin pfliff und sauste es ganz fürchterlich.

Da brach das Kind in Weinen aus. Heute ging's Lena durch Mark und Bein. Sie war im höchsten Grad erregt und krankhaft empfindlich. Still trat sie an das Bett der Chvatalka, nahm das Kind heraus und wiegte es. Dabei beruhigte sie sich einigermaßen. Sie drückte das Kind herzlich an sich und war bemüht, ihm all ihre Aufmerksamkeit und all ihre Gedanken zuzuwenden. Sie fühlte, wie ihr das Lindernde verschaffte und sie die Nacht besser überdauern ließ, als wenn sie sich ganz unthätig ihrem fieberhaften Verlangen und ihren Zornwallungen hingeeben hätte. Die Gedanken entschwebten zwar immer wieder und flogen zur Fabrik hinüber, und ihre Aufmerksamkeit richtete sich, durch Sinnestäuschungen verleitet, manchmal auf längere Zeit auf die Stille vor dem Hause, doch kehrte sie immer wieder zu dem Kinde zurück, dessen rasche Athmung und erhöhte Körpertemperatur heute eine besondere Pflege erheischten. Und je näher die Mitternacht heranrückte, desto eindringlicher beschäftigte sich Lena mit dem armen Wirmchen.

Aus der zunehmenden Ermüdung erwuchs ein besonderes, süß-schmerzliches Gefühl, zarte Liebe zu dem unschuldigen Kinde und Trauer über das eigene Leben. Es war, als meldete sich süßes Muttergefühl in Lena's leidenschaftlich-rauhem und stark-wildem Naturell an. Sie begann darüber nachzudenken, wenn sie Mutter würde. . . Ein unbekanntes, fast schwindelndes Gefühl erfaßte sie und nahm Herz und Kopf ein. Dieses Gefühl drängte allmählig die noch immer hochgehenden Zornwellen zurück und ließ eine fast wohlige Ermattung zurück. Sie preßte das Kind so stark an ihre Brust, daß es einen matten Laut von sich gab. Das wimmernde Stimmchen brachte ihr den Gedanken nahe, wie schrecklich es sein müsse, das eigene Kind leiden und sterben zu sehen. . . Sie neigte sich über das Kleine und küßte es zärtlich, dann setzte sie sich mit ihm auf ihre Bettstatt und sumimte ihm ein Liedchen. . . Draußen ließ der Wind nach, und das Mondlicht erhellte von Zeit zu Zeit das Zimmer. Auch aus den anderen Zimmern drang kein Laut mehr herüber, kein Thürzuschlagen, keine Schritte im Hausflur wie früher. Es war still. . . Da, horch! . . . Nein, sie irrt sich nicht — das sind gewiß die Schlosser, die heimgehen; sie kennt sie

schon am Schritt. Lena sprang leichtfüßig auf und trat ans Fenster. Wirklich gingen die Schlosser an der Kaserne vorüber. Sie sprachen mit einander und Wenzel's Stimme klang deutlich heraus; doch verstand sie kein Wort von dem, was er sagte. . . Ihr erster Gedanke war, die Thür aufzureißen und hinauszustürmen, ihm zu Füßen zu fallen, ihn zu umarmen, bis er sich über sie neigen und sie ansprechen müßte: aber eine namenlose Furcht bannte dieses leidenschaftliche Verlangen, die Furcht, daß die Thür auf dem Gang sich wieder öffnen und jener Kerl wieder herauskommen möchte; sie fühlte schon den Druck seiner eisernen Faust. . . und ein Schauer überlief sie. Und dann das Kind! . . . Sie kann es doch nicht aufs Bett werfen und von ihm weglaufen. . . Die Schritte entfernten sich. Lena seufzte aus tiefster Brust auf und ging mit dem Kinde auf und ab. Nach einer Weile verspürte sie wieder die große Ermüdung und ließ sich nieder. . . Jener Augenblick, da Wenzel mit seinen Kameraden vorüberging, hatte aufs neue ihre Begierde und ihren Zorn entfacht; ein wilder Schmerz schüttelte sie und fraß sich in ihr Herz ein. Und eine halbe Stunde mußte vergehen, ehe die frühere zärtliche Stimmung für das Kind durch die Fluth der Qualen hindurchdrang. . .

Lena hatte eine böse Nacht. Erst gegen Morgen verfiel sie, ganz erschöpft, in einen Schlummer, in dem der Schwarm der Gedanken durch einen Schwarm von Träumen abgelöst wurde. . . Und die ganze Zeit, bis zum Beginn der Kampagne, gab's keine bessere Nacht! . . .

Es war ihr nicht möglich, wie sonst am Abend die Kaserne zu verlassen. Nicht nur weil jener Lump von ihrer Verfolgung nicht abließ, sondern auch darum, weil die Kaserne mit jedem Tag neue Leute aufnahm; es kam meistens brutales Volk zusammen; es lärmte bis in die Nacht hinein, strich aus einem Zimmer ins andere, lungerte in den Gängen herum und lämmelte auf den Bänken vor der Kaserne. Außerdem gings mit dem Mädel der Chvatalka ganz bergab, und gerade die letzte Nacht vor Beginn der Kampagne lag es im Sterben. Lena war um dasselbe mehr als die Mutter besorgt, ihre Sorgfalt trug einen fast leidenschaftlichen Zug, und leidenschaftlich fast war ihre Trauer, als das Kleine nach einer qualvollen Nacht gegen Morgen entschlief.

(Fortsetzung folgt.)

## Fortsschritte im Beleuchtungsweisen.

In diesem Jahre feiert die Gasbeleuchtung ihr hundertjähriges Jubiläum. Seit der Erfindung der primitiven Lampe der alten Griechen und Römer, die in ihrem Prinzip identisch mit den Lampen des Grönländers und der einfachen Grubenlampe, wie sie noch heute vielfach zur Anwendung kommt, war die Beleuchtungstechnik mehr als zwei Jahrtausende auf ihrem Standpunkt stehen geblieben. Für das Alterthum und das Mittelalter war das Bedürfnis nach vollkommener Beleuchtung nicht vorhanden. Erst als eine vollständige Umgestaltung aller Produktionsverhältnisse durch die Erfindung von Arbeitsmaschinen, durch die Erfindung der Dampfmaschine eintrat, als die Verkehrsverhältnisse von Grund aus umgestaltet wurden, da machte sich ein fühlbares Bedürfnis nach einer vollkommeneren Beleuchtung geltend.

So setzt denn auch die phänomenale Entwicklung des Beleuchtungswezens in demselben Augenblicke ein, wo die maschinenmäßig betriebene Großindustrie eine neue Ära des industriellen Kapitalismus begann. Mit der immer weiter fortschreitenden Intensivierung der Arbeit, mit der immer rapider wachsenden Steigerung des Verkehrs wurde auch das Bedürfnis nach immer besserem, immer vollkommenerem Licht immer größer; und, gefördert durch das Bedürfnis, hielt die Entwicklung des Beleuchtungswezens mit der allgemeinen technischen Entwicklung nicht nur gleichen Schritt, sondern drückt insbesondere den beiden letzten Jahrzehnten der technischen Entwicklung einen charakteristischen Stempel auf.

Am Ende der siebziger Jahre schien es, als ob nach der Theilung des elektrischen Lichtes durch die Differenzialbogenlampe und das Edison'sche elektrische Glühlicht ein prinzipieller Fortschritt überhaupt nicht mehr möglich sei. Mittels des elektrischen Bogenlichtes waren Helligkeiten von jeder beliebigen Lichtstärke herzustellen und das elektrische Glühlicht gestattete es, mit der Lichtstärke bis auf die Intensität der Tagluzer herabzugehen. Damit war allen Bedürfnissen genügt, die Industrie, Handel und Verkehr an eine künstliche Lichtquelle stellen konnten. Und auch in wirtschaftlicher Hinsicht konnte das elektrische Licht den Konkurrenzkampf mit dem Gaslicht aufnehmen, weil neben der nicht unmittelbare durch Markt und Pfennige ausdrückbaren Sicherheit gegen Feuergefahr, neben den Vorzügen in hygienischer Hinsicht die Betriebskosten des elektrischen Lichtes sich annähernd in denselben Grenzen wie die des Gaslichtes bewegten.

In dieser Zeit richtete sich das Bemühen der Gastechner

darauf, Gaslichtquellen von möglichst hoher Intensität und möglichst geringen Betriebskosten zu erzeugen, um mit dem elektrischen Bogenlicht rivalisiren zu können. Durch die Erfindung von Friedr. Siemens' Gas-Regenerativlampe, die nachmals von zahlreichen anderen Erfindern wesentlich verbessert worden ist, haben diese Bemühungen ihren Abschluß gefunden. Aber wer heut die Straßen Berlins durchwandert, die bis vor kurzem noch mit Siemens' Lampen erleuchtet gewesen sind, und nun dort Auer'sches Gasglühlicht vorfindet, erkennt unschwer, daß die Regenerativ-Lampe längst überholt worden ist.

In der That stellt die Einführung des Gasglühlichtes in der Praxis den bedeutungsvollsten Fortschritt auf dem Gebiete der Gasbeleuchtung dar, ein Verdienst, das dem Oesterreicher Auer von Welsbach nie bestritten werden wird, wenn gleich er auch nicht als Erfinder des Gasglühlichtes schlechthin angesehen werden kann.

Die Erfindung des Gasglühlichtes stellt einen wirklichen prinzipiellen Fortschritt auf dem Gebiet der Flammenbeleuchtung dar. Bei den gewöhnlichen Leuchtflammen ist es der aus dem Brennmateriale herfließende feinertheilte glühende Kohlenstoff, der das Licht ausstrahlt. Damit wird die Leuchtkraft einer Flamme abhängig von dem relativen Kohlenstoffgehalt des Brennmateriales, von der Höhe der Temperatur der Flamme und von dem zur Verbrennung benötigten Sauerstoff-Bedarf. Unter fest gegebenen äußeren Bedingungen und bestimmtem Materialverbrauch hat demnach jede Flamme eine den spezifischen Eigenschaften des Brennmateriales genau entsprechende Leuchtkraft. Die Verbesserung der äußeren Bedingungen, wie dies beispielsweise bei der Regenerativ-Lampe der Fall ist, wo die Wärme der Verbrennungsgase zur Vorwärmung der Verbrennungsluft und bei einigen Konstruktionen auch des Leuchtgases ausgenutzt wird, bringt zwar eine erhebliche Erhöhung der Leuchtkraft mit sich. Aber selbst bei den besten Konstruktionen wird doch nur ein bescheidener Bruchtheil der Flammenwärme in Licht umgesetzt. Der prinzipielle Fortschritt des Gasglühlichtes gegenüber allen anderen Leuchtflammen besteht nun darin, daß man durch Einführung eines leicht in Weispath gerathenden Fremdkörpers, wie Kalk, Magnesia, Thoroxyd, Ceroyd etc. in eine an sich nichtleuchtende Flamme das Verhältniß zwischen Wärmestrahlen und Lichtstrahlen so erheblich ändert, daß man es in diesem Falle geradezu mit einem an allen anderen Leuchtflammen qualitativ verschiedenen Lichte zu thun hat. Zur Zeit wird durch das Auer'sche Gasglühlicht das Leuchtgas in rationellster Weise ausgenutzt. Während nämlich 100 Liter in der Stunde verbrennenden Leuchtgases im gewöhnlichen Schnittbrenner eine Leuchtkraft von nur zehn bis zwölf Kerzen erzeugen, im Regenerativbrenner etwa 20 Kerzen, so erzeugt dasselbe Gasquantum, in der gleichen Zeit verbrannt, beim Gasglühlicht eine Lichtstärke von circa 60 Kerzen. Bei dem heutigen billigen Preise von Glühkörpern ist demnach auch wirtschaftlich das Gasglühlicht das rationellste Gaslicht der Gegenwart. In bezug auf die Oekonomie des Verbrauches wird das Gasglühlicht überhaupt nur noch von dem elektrischen Bogenlicht übertroffen, selbst die einfache Petroleumlampe stellt sich im Betriebe theurer als Gasglühlicht, besonders wenn man die geringe Lichtstärke der Petroleumlampe in betracht zieht.

Diese Thatsache bestimmte den Verfasser dieses vor Jahr und Tag bereits, darauf hinzuwirken, daß die Benutzung des Gasglühlichtes auch dem kleinen Manne ermöglicht werde. Die Voraussetzung dazu ist die kostenfreie Anlage der Gaseinrichtung in jeder Wohnung und die leihweise Ablassung von einfachen Beleuchtungskörpern — abgesehen von Glühkörpern und Zylindern. — Gleichzeitig aber muß auch der Bezug des Leuchtgases im kleinen ermöglicht werden, weil die Bezahlung von vierteljährlichen und selbst monatlichen Gasrechnungen in den Schematismus des Arbeiter Budgets nicht hineinpaßt. Der Bezug des Leuchtgases im Detail aber wird ermöglicht durch die Aufstellung von automatisch funktionirenden Gasmessern, die nach Einwurf eines Zehn-Pfennigstückes ein bestimmtes Gasquantum abgeben. (In Berlin würde mit einem solchen Gasquantum ein Gasglühlicht-Apparat etwa 5 Stunden betrieben werden können.) In England sind derartige Gasautomaten bereits in zehntausenden von Exemplaren im Betriebe und vor allem hat die Arbeiterwelt in ausgedehnter Weise von denselben Gebrauch gemacht. In Deutschland stößt die Einführung der Gasautomaten auf bürokratische Schwierigkeiten. Daß dieselben aber nicht unüberwindlich sind, und daß in der That auch dem kleinen Manne die Vortheile des Gasglühlichtes zugänglich gemacht werden können, zeigt das Vorgehen der Magdeburger städtischen Gaswerke, die kürzlich Beschlüsse gefaßt haben, die sich mit unseren Vorschlägen fast vollständig decken.

Freilich kann das Gasglühlicht selbst bei liberalstem Vorgehen der Gaswerke nur einer relativ bescheidenen Zahl von Einwohnern zugänglich gemacht werden, da zur Zeit in Deutschland nur 724 Gaswerke vorhanden sind, die sich auf Ortschaften mit zusammen rund 17 Millionen Einwohner verteilen. Die überwiegende Zahl der Einwohner Deutschlands bliebe demnach nach wie vor auf isolirte Beleuchtungsapparate beschränkt, von denen die gewöhnliche Petroleumlampe eigentlich ganz allein in betracht kommt.

Vor der Gasbeleuchtung hat die Petroleumlampe, sowie jeder andere isolirte Beleuchtungsapparat, den großen Vorzug, daß bei ihr die technischen und wirtschaftlichen Komplikationen in Wegfall kommen, die die Zentralisirung der Gas erzeugung und die Verteilung des Gases an die einzelnen Konsumenten bedingt. Aber wie überall das Bessere der Feind des Guten ist, so trat bei dem Publikum sehr rasch das Interesse für die altbeliebte Petroleum-

lampe zurück, als die Gasglühlicht-Beleuchtung Eingang in den allgemeinen Gebrauch fand. Bei gleichen Betriebskosten verlangte man auch von dem isolirten Beleuchtungsapparat die gleiche Lichtströmung, die das Gasglühlicht besitzt. Hier vermochte aber die gewöhnliche Petroleumlampe nicht zu folgen, da die Leuchtkraft auch ihrer Flamme auf dem Erglühen von fein vertheiltem Kohlenstoff beruht. Ein Fortschritt konnte nur erzielt werden, wenn man das Prinzip des Gasglühlichtes auf eine nichtleuchtend gemachte Petroleumlampe übertrug. Bis vor kurzem aber blieb die Petroleumglühlampe ein frommer Wunsch, weil die Konstruktionschwierigkeiten unüberwindlich erschienen.

Bei der Schwierigkeit der Petroleumvergasung und dem immer lebhafter werdenden Wunsch nach einem vollkommeneren Einzel-Beleuchtungsapparat als ihn die gewöhnliche Petroleumlampe darstellt, versuchte man deshalb andere, einfachere Kohlenwasserstoffe unter Zuhilfenahme von Glühkörpern der Beleuchtung dienlich zu machen. So entstanden die Spiritus-Glühlampen und die Gasolin-Glühlampen. Der relativ sehr theuere Betrieb der Spiritus-Glühlampe und ihre nicht geringe Explosionsgefahr verhinderten jedoch sehr erheblich ihre allgemeine Einführung in die Praxis, wenn gleich sie für das Spiritus produzierende Deutschland von sehr hoher wirtschaftlicher Bedeutung gewesen wäre. Auch die Gasolin-Glühlampe vermochte sich wegen der Schwierigkeit, überall das Leuchtmaterial zu erhalten, nicht recht in der Praxis einzubürgern. Wirklichen Eingang in die Praxis vermag nur eine brauchbare Petroleum-Glühlichtlampe zu finden, da hierfür das Leuchtmaterial in dem abgelegenen Bergdorf und selbst in den Däsen der Wüste erhältlich ist. In technischer und theoretischer Hinsicht war das Gasglühlicht der größte Triumph des letzten Dezenniums. In wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht würde die Petroleum-Glühlampe einzig und unübertroffen dastehen, denn es bedarf keiner besonderen Betonung, daß die Petroleum-Glühlampe die Petroleumlampe der Zukunft, ja mehr noch der wichtigste Beleuchtungsapparat überhaupt, der gefährlichste Rivale des Gasglühlichtes ist. Mit den Annehmlichkeiten des Gasglühlichtes: dem intensiven Licht, der geringfügigen Verschlechterung der Luft verbindet sie gleichzeitig den denkbar geringsten Betriebskostenpreis. Das so lange ungelöst gebliebene Ideal ist nun in den letzten Monaten von dem Ingenieur Lukas, der seine Patente der Meteor-Gesellschaft übertragen hat, in seiner ganzen Ausdehnung gelöst worden. Die außerordentliche Einfachheit in der Konstruktion, die Möglichkeit, den neuen Brenner auf jede alte Petroleumlampe aufzuschrauben zu können, werden der Petroleum-Glühlichtlampe bald Eingang überall da verschaffen, wo keine Gasanstalten vorhanden sind.

### Kleines Feuilleton.

**g.b. Der Jugendfreund.** Ich hatte einst einen Jugendfreund.

Wir hielten tren zusammen, sehr tren, (so glaubten wir). Wir hatten kein Geheimniß vor einander, nur ein Augenzwinkern, wir verstanden uns.

Gleiches Fühlen, gleiches Urtheilen, überhaupt in jedem Punkt feilisch verwandt.

Nichts hätte uns trennen können, (so glaubten wir). Und doch, ich weiß nicht, wie es geschah, wir kamen auseinander und erst nach zehn Jahren trafen wir uns wieder.

Er war erfreut.

„O wie geht's Dir? Wie geht's Dir?“

„Danke, und Dir?“

„O gut, gut! Ich werde mich bald etabliren. Ich werde ein Tuch-Engros-Geschäft anfangen. Lasse einfach außer dem Hause weben. Nur keine mechanischen Webstühle. Diese kosten! Und dann ist hier und da etwas entwei. Nur nicht! Nur nicht! — So — ein kleines Anlagekapital, kein Risiko. — —

„Und wie wird die Arbeit bezahlt?“

„Ach, die Familie kann doch ihre zehn Mark die Woche verdienen, dann müssen aber schon die Kleinen von drei Jahren am Stuhl stehen und mitzusehn.“ — —

Ich hatte einst einen Jugendfreund.

— **Von der russischen Zensur.** Der „Frankf. Ztg.“ schreibt man: Ein Autor, dessen Artikel mit Beschlagnahme belegt worden ist, fragt den Zensor um die Ursache.

„Mir gefallen solche Sachen nicht!“ war die Antwort.

„Aber, mein Herr,“ sagte der Autor entrüstet, Sie gehen ja ganz willkürlich vor. Vom ethischen Standpunkte ist das nicht schön.“

Der Zensor gerieth in Wuth und erwiderte: „Unsere Behörden spucken auf die Ethik.“

Der Autor glaubt, der Zensor habe den Ausdruck nicht recht verstanden und erklärte ihm, es handle sich um die Moral.

„Ich weiß, ich weiß!“ unterbricht der Beamte. Unsere Behörden spucken auch auf die Moral.“ —

### Literarisches.

**Speuer, Dr. med.,** Die jetzige Frauenkleidung und Vorschläge zu ihrer Verbesserung. Mit 10 Abbildungen im Text. Berlin 1897, Verlag von Hermann Walthers. 36 S. gr. 8°. Die Schrift enthält eine interessante und lehrreiche Kritik der modernen Frauenkleidung der Bourgeoisie, die bekanntlich, so weit es die

Mittel irgendwie gestalten, auch von den Frauen und Mädchen des Proletariats nachgeahmt wird. Sehr bemerkenswerth sind die aus dem Körperbau und der sozialen Stellung der Frau hergeleiteten Gründe für die jegliche Form der weiblichen Kleidung. Der Verfasser hält aus ästhetischen, gesundheitlichen und wirtschaftlichen Rücksichten die Beibehaltung der jetzigen Frauenkleidung für unhaltbar und macht Reformvorschläge, die sich von jedem Ueber-schwang fernhalten, und vor allem hygienisch der Frauenwelt sehr zum Vortheil gereichen würden. Eine Reihe interessanter Abbildungen erhöht den Werth des Schriftchens.

### Theater.

— Im Lessing-Theater wurde am Sonnabend ein neues französisches Schauspiel „Die Wiederkehr“ von de Curel zum ersten Male aufgeführt. Ein Abglanz des echten gallischen Esprits, der in den jüngsten Stücken Sardou's, wie der gewerbsmäßigen Pariser Spasmacher und Possendichter so gut wie verloren schien, durchleuchtet das Drama so lebhaft, daß es dem Lessing-Theater den einzigen und echten Erfolg dieses Jahres brachte. De Curel gehört zu den jüngeren Autoren Frankreichs. Durch die freie Bühne in Paris wurde zuerst auf ihn aufmerksam gemacht. Er ist kein Stürmer und geht nicht ins Große. Aber er ist ein feinsühligter Mann, der über die national-französische Abgeschlossenheit in literarischen Dingen hinausstrebt und klug auf fremde Meister zu hören versteht. So ist mancher Zug seiner Stimmungsmalerei auf Einflüsse Ibsen's zurückzuführen. Zwischen Melancholie und ironischer Lebensbetrachtung schwebt die Komödie. Mehr Kunst und Grazie ist über die lustspielartigen Elemente des Stückes gebreitet. An den schweremüthigen Stellen reicht es durch die Art einer „feuilletonistisch-schönen“ Sprache (oder vielleicht Uebersetzung?) mitunter an die Grenze, wo das affektirte Nüchternheit beginnt. — Frau v. Grécourt, eine Dame von empfindlichem Frauenstolz, war aus dem Hause eines unwürdigen Gatten entflohen und ließ ihren Mann in dem Glauben, sie sei mit einem Liebsten durchgebrannt. Frau v. Grécourt hat gekämpft, wie eine ehrbare Frau. Nach 16 Jahren kehrt sie in das Haus ihres Gatten wieder. Der Mann selbst hat sie gerufen. Er führt ein niedriges Leben wie er es immer gethan und dabei verkommen seine und Frau v. Grécourt's Töchter. Wie Frau v. Grécourt den Haushalt ihres früheren Gatten findet; wie der gravitativische Spießbürger, den sie einst geliebt und jetzt lächerlich findet, ihr, der Schuldlosen, gnädig vergiebt; wie sie überlegen dem feisten Herrn v. Grécourt beschämt; und wie sie, deren Mutterliebe fast erloschen war, von den eigenen Töchtern wieder gewonnen wird und sich zu neuem Leben aufrafft; wie sie dem Vater die Töchter entführt, und wie die Gatten von einander Abschied nehmen, in der Erkenntnis, daß beide zur Einsamkeit gelangten, sie in bitterem Ringen, er in leichtem Lebensrausch: das macht den Inhalt der sauber ausgeführten Arbeit aus. Durch ganz besonders eindrucksvolles, durchgeistigtes Spiel ragte Fr. Dumont (Frau v. Grécourt) hoch über das übrige Ensemble hervor.

— Im Belle Alliance-Theater wurden Sonntag Nachmittag zwei ganz ungleichartige Dramen in einer Volksvorstellung unter der Regie von Julius Türk aufgeführt: Die Tragikomödie „Gläubiger“ des Schweden Strindberg und das Schauspiel „Die Unehelichen“ des Italiener Kovetta.

Aus brennendem Haß ist die fein verästelte Studie Strindberg's geboren. Aus ihr bricht der Schrei hervor: Verachte das Weib. Ein Thema, das Strindberg's ganzes Schaffen durchdringt. Wie Naturen, die im grunde weichmüthig sind, Menschenhasser werden können, so gelangte Strindberg, ein leicht reizbarer, sehr sensibler Poet, der im grunde wenig von harter Männlichkeit besitzt, so männlich er sich gebenden mag, zu seinen künstlerischen Predigten über die Frau. Wer schärfer auf die Tragikomödie „Gläubiger“ hinforcht, der kann zum Schluß aus dem Drama einen anderen Beiklang als den vom Weibe heraus hören. Für ihn kann es heißen: Verachte den Mann, der sich von einer Dirne Kraft, Muth und Hirn auspumpen läßt, gleichgiltig ob diese Dirne die Ehebewilligung in der Tasche hat oder nicht.

Ein Schauspiel, wie Strindberg's „Gläubiger“ kann sich nicht unmittelbar ans proletarische Empfinden wenden. Strindberg nimmt seinen Fall von dem Weib, das ewig nur fordert und nimmt und niemals ans Geben denkt, typisch. Diesem Weib erscheinen in dem Schauspiel die drohenden Gläubiger, die geplünderten und ausgefogenen Männer. Der Gefündere hat überwunden, der Partorganist ist in all seinen Lebensnerven erschüttert. In der proletarischen Ehe kann dies Beispiel nicht als typisch gelten. Das Weib, das vampyrartig vom Blut des Mannes zehrt, wird nur in einer Gesellschafts-klasse gedeihen, in der das Weib mit allen seinen Absichten von vornherein zum Dienst der Galanterie erzogen wird. Müßig an That, arm an Gedanken, in arbeitslosem, spielerisch verbrachten Leben aufgewachsen, wird dann das Weib dem Mann, den es sich eingefangen, leicht als Freibeute betrachten, wie Thelma in Strindberg's Tragikomödie es mit ihren Männern macht.

Strindberg's innerlich bewegte Seelenstudie, die Form des festgefügtten, knappen, inhaltschweren Dialogs verlangen ungewöhnlich viel schauspielerische Anstrengung. Ein Wort muß ins andere

greifen, behende, schlagkräftig, aber frei von aller theatralischen Affektion. Die Aufgabe war wohl zu schwer für das Belle Alliance-Theater. Im Anfang nahm Herr Kirgass das Tempo zu schleppend. Ein kranker Mann spricht wohl nicht wie ein Saufewind, aber er braucht darum doch nicht die Worte lang-nüchtern zu dehnen und zu strecken. Am ehesten wußte wohl noch Fräul. Marba, ein Gast aus Leipzig, die Sprache des Dichters geistig zu beleben. So stellt sich einem Zuschauer die Sache dar, in dessen Erinnerung freilich eine mustergiltige Aufführung von Strindberg's Drama lebt.

Das italienische Schauspiel wurde im „Vorwärts“ nach seiner Premiere im Neuen Theater bereits besprochen. Sein Verfasser gehört zur jungitalienischen Schule, die sich auf die Pariser Theatraliker stützt. Für die Unehelichen ist das typische Muster in Augia's „armer Löwin“ zu suchen. Die Frau eines bescheidenen Privatbeamten prostituiert sich, um ihrem Gatten ein behagliches Dasein zu schaffen. Die Voraussetzung solcher Stücke ist: Starke Naivität und Weltkenntniß des Gatten. Den betrogenen Mann, der so tapfer über jeden „Sünder“ zu schmähen wußte, bevor er selbst begreifen lernte, daß ein Glücklicher nicht richten solle, gab Herr Türk. Es ist die Glanzrolle des Stückes. In ihr vereinigt sich alle theatralische Pathetik. Herr Türk wußte pathetisch zu wirken, ohne zu übertreiben. Um so feltamer war es, daß ein Theil des Publikums mitten in die tragischen Szenen eines so leicht verständlichen Stückes hineinlachte. Mit lebhafter Gewandtheit spielte Fr. Marba die Gattin des Beamten Moretti; drahtisch in einer Dienstbotenrolle war Fr. Krndt.

— Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Friß Reuter's erschütterndes Gedicht „Kein Häßling“ zählt zu den recht häufig von berufenen und unberufenen Leuten dramatisirten Schöpfungen des plattdeutschen Poeten. Von der am Sonnabend aufgeführten Arbeit der Herren Jahnke und Schirmer läßt sich sagen, daß sie auf packende Wirkung im größeren theatralischen Sinne angelegt war und in recht freier Verwendung des Stoffes schon ihren Eindruck auf die Thränenröhrchen machte. Die Darstellung war lobenswerth; Herr Bauer als Großhändler, wie auch Herr Samst (Daniel) zeigten sich sogar als tüchtige Künstler. Ebenso läßt sich von Herrn Eißfeld (Baron) und von Fräulein Holgers (Marie) gutes berichten. Auch das Wirken der Regie verdient Anerkennung.

— Die „Neue Freie Volksbühne“ bot am Sonntag Nachmittag im Zentral-Theater ihren Mitgliedern „Winterschlaf“, Drama in 3 Aufzügen von Max Dreger. Der „Vorwärts“ hat das Stück, als es zum ersten Mal in einem Berliner Theater gegeben wurde, ausführlich behandelt. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt erübrigt sich demnach an dieser Stelle. Die Aufführung der Volksbühne war keine Glanzleistung, aber annehmbares Mittelgut. Nur einige der Darsteller schauspielerten ab und zu etwas. Die lebensvollste Gestalt brachte Herr Haid heraus, der den Förster Ahrens gab. Das Theater war sehr gut besucht. Zahlreich waren auch die Frauen vertreten, die zu den treuesten Mitgliedern der Volksbühne zu gehören scheinen. In nächster Zeit werden für die „Neue freie Volksbühne“ Vorstellungen auch im Deutschen Theater stattfinden. In Aussicht genommen sind unter anderem: „Hamlet“ und „Die verfunzene Glocke“ von Hauptmann und „Julius Cäsar“ von Shakespeare.

### Aus dem Thierleben.

— Die Blutwärme der Fische wurde bisher sehr verschieden angegeben, die gefundenen Zahlen schwanken zwischen derjenigen des umgebenden Mittels und einem Ueberschusse von 10 bis 11 Grad. Herr v. Arsonval, welcher diese Unterschiede von dem Umstande ableitete, daß einige Beobachter die Blutwärme der Fische wohl erst außerhalb des Wassers gemessen haben, unternahm nun im Laboratorium von Concarneau Bestimmungen an den im Wasser verbleibenden Fischen, deren Körper er mit einer thermo-elektrischen Nadel durchbohrte. Es ist eine hohle Stahlnadel, die in ihrem Innern einen isolirten, an der Spitze verätherten Leitungsdraht birgt, welcher die Temperatur des Fisches genau meldet, die selten mehr als  $\frac{1}{4}$  Grad über der Wassertemperatur war. Dementsprechend wurde die an das Wasser beständig abgegebene Wärme sehr klein gefunden, ließ sich aber durch eine thermo-elektrische Säule ebenfalls messen und wurde der Wärmeezeugung im Körper entsprechend gefunden. („Prometheus“.)

### Humoristisches.

— Zeugenaussagen. Vor einem Pariser Gerichtshof spielte sich vor einigen Tagen folgende Geschichte ab: Ein Kutscher hatte einen Mann überfahren, und es handelte sich bei der Beweisaufnahme darum, in welcher Gangart sich sein Gefährt befunden habe. Im Schritt behauptete der erste Zeuge, im Trab der zweite. Na, nun fehlt nur noch der Galopp, meinte lächelnd der Präsident. Der dritte Zeuge wurde herangerufen, schwor, die lautere Wahrheit zu sagen und begann: Ich kam gerade um die Ecke der A-Strasse, als ich einen Wagen in rasendem Galopp dahersausen... Er konnte nicht weiterreden, denn Richter und Zuschauer brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Kutscher wurde mangels genügender Beweise freigesprochen.